

Peter Fuchs

Die Zukunft der Kinder – Ein Beispiel für die Kunst der Gegenwartsvernichtung

Unredigierte Fassung des **Artikels “Kinder der Zukunft, Ein Beispiel für die Kunst der Gegenwartsvernichtung“**, erschienen am 03.03.2003 (Seite 10) in der Frankfurter Rundschau

Der hier abgedruckte Beitrag entspricht nicht dem Zeitungsartikel der Frankfurter Rundschau. Der in der Frankfurter Rundschau veröffentlichte Artikel wurde von der Redaktion redigiert und zum Teil gekürzt.

Diese unredigierte Fassung ist unter folgender Adresse erhältlich:

www.sozialarbeit.ch/dokumente/kinder_zukunft.pdf

Die Zukunft der Kinder – Ein Beispiel für die Kunst der Gegenwartsvernichtung

Ich bin, um dies vorweg zu sagen, der Kinderfeindlichkeit nicht unmittelbar verdächtig als Vater von so vielen Kindern, wie man sie gerade noch unter Rettung eines Fingers an beiden Händen abzählen kann. Es geht nicht darum, den Kindern etwas am Zeug zu flicken, sondern einfach nur darum, daß es in den hoch entwickelten Staaten der modernen Weltgesellschaft zu seltsamen, vielleicht schädlichen Verwicklungen kommt, durch die Kinder so ins Zentrum der allgemeinen Lebensgestaltung rücken, daß sich die kostbare Zeit ihrer Gegenwart (und die kostbare Zeit der Gegenwart der Erwachsenen, die mit ihnen zu tun haben) auflöst. Darüber etwas zu sagen, ist nicht ganz einfach, weil sich vor eine nüchterne Betrachtung des Problems längst eine Mythologie der Kindheit geschoben hat: Kinder sind – alles in allem, und die besten Bedingungen vorausgesetzt – ganz einfach toll. Sie sind aus sich herauslaufende Räder, die Frisch-Entdecker der Welt, das quirlige, wahrhaftige Leben schlechthin, gegen das sich das Leben der Erwachsenen als trist, als eintönig, als verkrustet, als durchroutiniert erweist. Sie sind nicht kleine Erwachsene, sondern Personen eigenen Rechtes, die die Welt anders sehen als die Großen, von unten her, wie man im 19. Jahrhundert entdeckt, staunend, offen, bildbar, lärmend und vor allem: spielend. Sie sind schlammbedeckte

Lustbringer mit vollen Hosentaschen, die nicht zu lieben, über die nicht zu lächeln, angesichts derer nicht ein warmes Gefühl zu haben oder nicht wenigstens anzudeuten, daß warme Gefühle angebracht sind, nahezu eine soziale Pathologie darstellt. Sie müssen – in feiner Paradoxie – obligatorisch geschätzt werden. Die Kommunikation von Idiosynkrasien gegenüber Kindern verbietet sich (selbst dann, wenn sie den Lebensalltag einer Familie terrorisieren sollten) wie von selbst. Wer dies dennoch tut, wird zum Griesgram und Hagestolz, der die Einschränkungen seiner eigenen Freiheit durch Kinder nur nicht zu ertragen weiß.

Diese soziale Mythologie läßt sich auflösen, wenn man nicht mehr davon ausgeht, daß Kinder sind, was sie an und für sich sind. Kein intellektuell ernstzunehmender Mensch wird heute die Auffassung vertreten, daß man dies wirklich wissen könnte. Vielmehr empfiehlt es sich, Kinder als *soziale Konstruktionen* (die psychische Konstruktionen nach sich ziehen) aufzufassen auf dieselbe Weise, wie man Jugendliche, Erwachsene, alte Menschen als soziale Konstruktionen begreifen kann, an denen sich der Alltag zeit- und epochenbedingt orientiert. Dann sieht man, daß von Kindergärten (Gärten!), die sich „Stoppelhopser“, „Wichtelzwerge“ oder „Sonnenschein“ nennen, über Kinderhäuser, Kinderparlamente (Kinder an die Macht), Kindermode, Kinderspielzeug, der Kommunalwahlforderung „Unsere Stadt soll eine Stadt für Kinder werden“ bis hin zu Kinderzeitschriften und Kinderseiten (etwa das STERNCHEN im STERN) alles an Konstruktionsmomenten hängt, die jene oben erwähnte soziale Mythologie zur Grundlage haben.

Diese Mythologie ist ein Zusammenhang erstaunlicher Simplifikationen, in deren Zentrum die Idee zu stehen scheint: Kinder seien die Zukunft, und die Vergangenheit der Erwachsenen (die Kindheit) sei deren damalige Zukunft gewesen. Durch die Vergangenheit der Erwachsenen (als deren einstige Zukunft) und durch die Zukunft der Kinder wird die Differenz Erwachsene/Kinder fixiert – und die Gegenwart beider durch etwas, was die Gegenwart nicht ist. Die Erwachsenen, insbesondere die Eltern, würden sich und ihre Zeit über die Kinder definieren, und die Kinder würden darüber definiert, daß sie genauso definiert sind: als das, worüber sich die Erwachsenen definieren. Die Kindheit ist der zeitliche Schauplatz des eigentlichen Lebens, sagt man, denn die Kinder sind die Zukunft.

Aber halt, dann wären die Kinder ja, was sie nicht sind? Niemand kann schließlich seine eigene Zukunft sein. Keine Zukunft ist schon da, so wenig wie irgendeine Vergangenheit noch da ist. Der Tanzplatz des Lebens ist offenbar die Gegenwart.

Dann muß man fragen: Wessen Zukunft sind die Kinder, wenn sie nicht ihre eigene Zukunft sein können? Sind sie etwa die Zukunft der Erwachsenen? Wenn das so ist, müßte man formulieren: Die Zukunft der Erwachsenen ist die Zukunft der Kinder. Aber damit wäre ein prekäres Besitzverhältnis ausgedrückt. In unseren Kindern *besäßen* wir unsere Zukunft, obwohl sich Zukunft nicht besitzen läßt. Übrig bliebe: ein sonderbares und aufklärungsbedürftiges Besitzverhältnis, in dem die Kinder (da ihre Gegenwart durch die Zukunft der Erwachsenen definiert wäre) sich selbst und ihre Gegenwart nicht hätten und die Erwachsenen ihre Gegenwart nur hätten als das, was die Kinder nicht sind: Zukunft. Man müßte annehmen, daß auf diese Weise die Zeit der Gegenwart aus der Konstruktion des Kindes und des Erwachsenen gleichsam abgepumpt würde. Wir hätten es mit einer gegenwartsvernichtenden Struktur, mit einer Maschine zu tun, die die Zeit der Gegenwart, die die Zeit des Lebens ist, verdunsten läßt.

Dies ist ein Zeitarrangement, das sich wiedererkennen läßt, nämlich der perfekte Ausdruck (und damit ein perfektes Symptom) für die Temporalisierung der Gesellschaft, die sich in terms der Zukunftslastigkeit und der Gegenwartsminimierung formulieren läßt, in die absurde Begriffe wie Fortschritt und Wachstum unauflöslich eingeknetet sind. Hier hat sich eine okkulte Teleologie erhalten, die Vorstellung, daß wir auf Ziele zugehen (zurasen) und daß hinter allen Zielen weitere Ziele stecken im Sinne eines Immer-Mehr und Immer-Besser, ein ewiger Komparativ, der seinen Superlativ nicht erreichen kann, weil er Stillstand bedeuten würde. Die Gegenwart wird zum Vehikel zur Beförderung dessen, was kommen soll, und alles, was kommt (und dann Gegenwart ist), wird in dieselbe Form gepresst: Es ist nicht Da-Sein, kein *Hic et Nunc*, kein Erfüllungs- und Lebeort, sondern ein Preßwerk, in dem alles, was geschieht, die Gestalt des Aufschubs annimmt.

In dieses Preßwerk gerät auch die soziale Konstruktion des Kindes. Es wird zu dem, wovon unsere Zukunft abhängt und folglich muß es auf diese Zukunft hin stilisiert, es muß zukunftsträchtig werden. Schon seine Existenz im Mutterleib wird okkupiert durch Überlegungen, wie es gefördert, auf Zukunft hin getrimmt werden könnte. Nicht wenig (aber wenig Sinnvolles) wird dazu in den einschlägigen Zeitschriften geschrieben oder in sich gut rechnenden Kursen für werdende Mütter und Väter vermittelt. Und wenn das Kind geboren ist, werden viele Überlegungen daran verschwendet, wie man es schon in seiner postnatalen Unfertigkeit im Blick auf Zukunftstauglichkeit hinmodellieren könnte. Das Erziehungssystem hat längst seine

Zeitgrenzen bis zum Mutterleib und bis auf das Säuglingsstadium hin ausgedehnt. Die Eltern werden unter den Druck gesetzt, Gedeihlichkeitsbedingungen der Zukunft des Kindes, die die Zukunft der Eltern ist, von Anfang an zu berücksichtigen. Das Kind, es spielt nicht, um zu spielen, es ist nicht einfach ein *Homo ludens*; es spielt vielmehr, um zu lernen. Und je früher es richtig lernt, desto besser für die Zukunft: Englisch im Kindergarten, der Kindergarten als Vorbereitung der Schule, Prüfungen an Kindergärten für die Aufnahme in bestimmten Schulen (noch Japan, aber warum nicht bald hier?), Vorverlegung der Einschulungszeit, Zusatzausbildungen wie Tanz, Gymnastik, Musikinstrumente, Medikamente für nicht so leicht zukunftsanpaßbare Kinder, Beratungen ohne Ende, Pisa-Studien, die erweisen, daß die Zukunftsfähigkeit der Kinder noch nicht genug im Blick auf deren Zukunft (also unsere Zukunft) trainiert wurde, Verzweiflungen der Eltern, daß ihre Kinder gegenüber dieser Zukunft versagen könnten – und bei alledem: eine unfaßbare Gegenwartsvergessenheit, die noch den Zoobesuch zur Gelegenheit macht, die Fauna anderer Länder den Kindern beizubringen oder die Eltern dazu veranlaßt, um jede mögliche Schulstunde ihres Kinder so zu kämpfen, als hinge davon das Leben ab (aber wessen Leben und was für ein Leben?), obwohl die Kinder Hekatomben von Schulstunden haben. Das setzt sich fort weit ins Jugendalter, ja bis ins Studium hinein, das dreht und wendet sich und hat kein Ziel. Die Eltern leben für die Kinder (nicht für sich selbst), die Kinder leben für die Eltern (nicht für sich selbst).

Ebendiese Zirkularität, die eine Form der Leere, der Nichtigkeit begründet, wird verdeckt durch die soziale Mythologie des Kindes, einer Mythologisierung, die, wie man ja auch sagen könnte, einer grandiosen Instrumentalisierung der Kinder den Weg bereitet, die (wie ihre Eltern) in eine Zeitfalle geraten, in die Falle einer verheerenden Zeitberaubung. Die Kinderobsession so vieler Menschen mag ein Ausdruck sein, daß sie selbst nicht sehen, daß sie an derselben Fliegenrute kleben. Sie feiern die Kinder als das, was sie nicht sind: Zukunft. Und verspielen dabei deren (und ihre eigene) Möglichkeit zu lebensdichter Gegenwart.